

HEINRICH STEINFEST



DIE MÖBEL DES TEUFELS

Frau Wolf
und Cheng
ermitteln

PIPER

HEINRICH STEINFEST



DIE MÖBEL DES TEUFELS

Frau Wolf
und Cheng
ermitteln

PIPER



Mehr über unsere Autorinnen, Autoren und Bücher:

www.piper.de

Wenn Ihnen dieser Krimi gefallen hat, schreiben Sie uns unter Nennung des Titels »Die Möbel des Teufels« an empfehlungen@piper.de , und wir empfehlen Ihnen gerne vergleichbare Bücher.

© Piper Verlag GmbH, München 2021

Covergestaltung: zero-media-net, München

Covermotiv: FinePic®, München

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

Inhalte fremder Webseiten, auf die in diesem Buch (etwa durch Links) hingewiesen wird, macht sich der Verlag nicht zu eigen. Eine Haftung dafür übernimmt der Verlag nicht.

Inhalt

Inhaltsübersicht

Cover & Impressum

Prolog

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27

Buchnavigation

1. Inhaltsübersicht
2. Cover
3. Textanfang
4. Impressum

Prolog

Anfang Dezember 2019. Nicht irgendwo auf der Welt, sondern in einer Stadt namens Wien, in einem Bezirk mit der Zahl Vier, in einer Gegend im Rücken einer formschönen Barockkirche. Und, um ganz genau zu sein, in einem kleinen, modernen Friseurladen. Geführt von einem jungen Mann, der sich als Wiener gleichermaßen wie als Österreicher und Türke empfand, in erster Linie aber eben Friseur war. Während die Frau, die soeben in seinem Friseurstuhl wie in einer gepolsterten Muschel saß, in erster Linie Detektivin war.

Bei der Dame im Stuhl, deren goldblond gefärbtes und mit einer einzigen schokoladenbraunen Strähne durchsetztes Haar unter den gefühlvollen Händen des Haarkünstlers an Volumen gewann, handelte es sich um Frau Wolf. Klar, sie besaß auch einen Vornamen, aber den kannte niemand und brauchte auch niemand zu kennen, sie war für alle nur »Frau Wolf«.

Frau Wolf besaß trotz ihrer Sechzigjährigkeit ausgesprochen gutes, festes Haar – so ganz genau wollte sie sich nicht auf ihr Alter festlegen, weniger aus Eitelkeit, mehr aus einer Gelassenheit gegenüber dem Phänomen der Zeit, ganz gleich, was da in ihren Dokumenten stand. Sie sagte gerne: »Ein paar Jahre rauf oder runter sollten eigentlich kein Thema sein. Jedes

Alter darf über eine kleine Toleranz verfügen. Einen Bonus in beide Richtungen.«

Solche Gelassenheit änderte nichts daran, dass Frau Wolf mindestens zweimal, eher dreimal in der Woche diesen Friseur besuchte, manchmal auch nur, um eine Winzigkeit in ihrer Frisur zu ändern: eine farbige Strähne, eine Welle, wo vorher keine war, ein Auftoupiieren, das sie gewiss auch selbst gut hinbekommen hätte, dann allerdings ohne die Magie, die aus den Händen dieses Friseurmeisters floss. Mitunter kam sie auch nur auf einen Mittagsplausch vorbei und um den ausgezeichneten Espresso zu trinken, der dort serviert wurde, besser als in jedem der so gerne überschätzten Wiener Kaffeehäuser.

Heute war es etwas aufwendiger gewesen, da sie zum Nachfärben erschienen war, einer goldbraunen Auffrischung, wobei die dunklen Ansätze nicht den Ton der ursprünglichen Färbung erhalten hatten, sondern der im Laufe der Wochen veränderten Coloration angepasst worden waren. Eine gewisse Ironie bestand nun darin, dass diese eine schokoladenbraune Strähne gar nicht auf einer Färbung beruhte, sondern es sich um Frau Wolfs natürliche Haarfarbe handelte. Ein schmales Relikt, eine auf den Ursprung verweisende Auslassung.

Wie sagte der junge Friseur, während er die Paspelierung löste und den Schutzumhang mit Schwung entfernte: »Viel Kunst und ein Hauch Natur.«

Frau Wolf schwenkte ihren Kopf hin und her, sich im Spiegel betrachtend, und meinte: »Wunderbar, wie immer.«

Zum Friseur zu gehen war ihre Droge. Sie fühlte sich danach deutlich besser. Was naturgemäß zu einer Abhängigkeit führte, die sie sich auch vollauf eingestand. Sie wäre gerne jeden Mittag hierhergekommen. Aber Sucht war andererseits kein Grund für Maßlosigkeit, denn am Ende der Maßlosigkeit stand leider immer das Gleiche: Lächerlichkeit.

Und lächerlich sein war das Letzte, was ihr vorschwebte.

Frau Wolf erhob sich aus dem Sitz und ließ sich nun von ihrem Friseur noch einmal von vorne betrachten. Es war, als studiere er eine Malerei. Er konnte es auch nicht lassen, mit dem Finger eine Strähne ihres Haars über eine andere Strähne ihres Haars zu legen und dieser Intervention mit einem Fixierspray zu einem gewissen Glanz, vor allem aber zu einer gewissen Dauer zu verhelfen.

Frau Wolf selbst sagte gerne: »Eine gute Frisur ist ständigen Gefahren ausgesetzt, angefangen bei der frischen Luft. Ganz zu schweigen vom Schlaf. Der Schlaf ist der größte Feind einer jeden Frisur.«

Immerhin, als sie jetzt den kleinen Laden verließ, war das Wetter trotz der Jahreszeit gütig zu nennen. Kein Regen, kein Wind, keine große Kälte, sondern ein mildes, von einem zarten Wolkenschleier besänftigtes Sonnenlicht. Es würde tatsächlich einer der fünfzehn wärmsten Dezembermonate seit dem

Beginn der Messreihe im Jahr 1767 werden. Und das war zu spüren, als Frau Wolf da aus dem Geschäft trat und in der lauen, fast windstillen Mittagsluft sich die wenigen Meter Richtung Süden bewegte, dorthin, wo dann die Taubstummengasse begann, in die sie nun einbog. Gleich im ersten Haus lag im dritten Stock ihr Büro. Sie blieb vor dem hohen Eingang stehen und betrachtete die beiden Männer, die gerade dabei waren, neben die senkrechte Reihe von vier klassischen Messingschildern ein modernes Plexiglasschild anzubringen. Darauf war in hellblauen Lettern die Aufschrift »Detektei Wolf« zu lesen.

Sicherlich, Hellblau, genau genommen ein warmer Ton von Himmelblau, Fernblau genannt, französisch *Bleu distant* – der Name, den Frau Wolf bevorzugte –, war eine ungewöhnliche Farbe, um ein Detektivbüro auszuweisen, aber Frau Wolf wollte so dem Begriff der Detektei eine luftige und atmosphärische Note verleihen, eine Leichtigkeit und mithilfe des Plexiglasses auch etwas Schwebendes, umso mehr als sie fand, dass ihr Gewerbe etwas ungemein Diffiziles besaß. Es nicht nur um die Suche nach der Wahrheit ging, sondern vor allem um die Suche nach Erlösung. Die Menschen, die zu ihr kamen, wollten eigentlich eine Form von Absolution. Die Wahrheit, mitunter eine schreckliche oder ernüchternde Wahrheit, war in der Regel sowieso das, was sie erwarteten. Es war stets eine Ahnung, die sich im Zuge von Frau Wolfs »Darlegung der

Verhältnisse« materialisierte. Damit aber auch eine Befreiung einleitete.

»Sie sehen schon, dass das Schild ein wenig schief ist«, sagte Frau Wolf zu den beiden Handwerkern, die sich jetzt erschrocken umdrehten. Der eine oben auf der Leiter, der andere seitlich stehend und die Leiter haltend.

»Wirklich?«, fragte der auf der Leiter.

»Wirklich, glauben Sie mir«, erklärte Frau Wolf. »Minimal, mag sein. Aber minimal ist auch die Schraube, die sich in einem Flugzeug löst und es zum Absturz bringt. Oder der Beistrich, der einen Nebensatz von einem Hauptsatz trennt ...«

»Ich habe verstanden«, antwortete der Mann in einem Ton unterdrückten Ärgers.

»Gut«, sagte Frau Wolf, trat an den beiden vorbei in das Gebäude und begab sich zum Aufzug, in dessen Spiegeln sie noch einmal die gelungene Färbung und Formung ihres Haars überprüfte. Im dritten Stockwerk verließ sie die Kabine und schritt sodann durch die hohe, dunkle Holztüre in das Vorzimmer ihres Büros.

Und dort saß er, ihr ehemaliger Chef, der Detektiv Markus Cheng. Der nun ihr Sekretär und Assistent war. Während sie zuvor seine Sekretärin und Assistentin gewesen war. Aber das war den beiden mit der Eindringlichkeit eines Naturgesetzes irgendwann klar geworden, dass die Verteilung ihrer Rollen nicht stimmte. Was rein gar nichts mit Frauenbewegung und Quotenregelung und einem Jetzt-sind-halt-mal-die-Frauen-dran

oder einem In-Matriarchaten-sind-die-Leute-glücklicher zu tun hatte, sondern eben einer Einsicht in ein vernünftiges Grundmuster. Ein Muster, das bedeutete, dass Frau Wolf die bessere Detektivin war und Markus Cheng der bessere Sekretär und Assistent. Es hatte wirklich etwas mit Biologie zu tun. Die Biologie ist unbestechlich.

Cheng saß vor einem hohen Fenster sowie hinter einem massiven, dank geschwungener Beine aber auch leicht anmutenden Art-déco-Schreibtisch. Man konnte sagen, der ganze Cheng hatte etwas Art-déco-artiges mit seiner verinnerlichten Eleganz. Er trug einen dunkelblauen Anzug, dessen linker Ärmel aufgrund des fehlenden Arms hochgesteckt war. Außerdem hatte Cheng ein Einstecktuch in der Brusttasche, aber nichts Übertriebenes, wie man das jetzt leider häufig sah: hässlich bunte Tücher, die dann oft noch mit ähnlich hässlich bunten Socken korrespondierten, oft auch hollywoodesk aufgebauscht. Nein, das blütenweiße Tuch stand allein als ein schmaler, waagrechter Streifen in Form einer Rechteckfaltung heraus. Gerade so viel, dass darauf ein kurzer, prägnanter Satz hätte Platz finden können. Natürlich war da kein Satz, aber doch das Potenzial eines Satzes. Und dieses Potenzial stellte Chengs Statement dar.

Zu Chengs Beinen lag ein Hund. Eigentlich war es ein Schatten zwischen Chengs linkem Fuß und dem geschwungenen Schreibtischbein, ein ganz natürlicher Schatten. Aber Frau Wolf ging es so wie auch anderen

Personen, nämlich immer wieder einmal zu meinen, Chengs längst verstorbenen Hund mit Namen Lauscher kurz an dessen Seite zu sehen, eben als Schatten, als Spiegelung, im Schein des Lichteinfalls oder im Moment einer Verdunkelung, wenn eine Wolke vor die Sonne trat. Ein Sekundeneindruck.

Nein, Frau Wolf glaubte nicht an Geister. Auch nicht an Hundegeister. Und Cheng selbst bestand darauf, diesen Hund weder zu sehen noch zu spüren, auch wenn er immer wieder von Leuten darauf angesprochen wurde, sie hätten ihn, Cheng, letztes Mal aus der Ferne, beim Überqueren der Straße ... da wäre doch ein Hund bei ihm gewesen, oder?

Frau Wolf meinte, es sei einfach Chengs Haltung. Er sei eben ein Mann, der nie aufgehört hatte, sich so zu bewegen und so zu sitzen, als wäre da noch immer der alte, kranke Lauscher an seiner Seite, auch wenn der längst begraben war. So wie Leute, die nicht aufhören konnten, einen Platz neben sich frei zu halten für einen geliebten Menschen, der gar nicht mehr lebte.

Vor allem aber dachte Frau Wolf in diesem Moment, wie ungemein gut Herr Cheng in dieses Zimmer passte. Als wäre dieser Raum extra für ihn geschaffen worden. Den perfekten Sekretär.

Cheng hob den Kopf, ließ kurz den Stift sinken, mit dem er soeben etwas notiert hatte, und meinte: »Schon toll, was dieser Friseur mit Ihren Haaren macht, wenn ich das sagen darf.«

»Dürfen Sie, Herr Cheng, danke.«

Sie wandte sich nach rechts, dorthin, wo eine offene Flügeltüre in das große Büro führte, das einst Chengs Büro gewesen war. Im Vorbeigehen bat sie ihren Sekretär und Assistenten, einen Termin mit einer Dame von der Gerichtsmedizin zu vereinbaren. Einen Fall betreffend, den man kürzlich übernommen hatte.

Cheng nickte und griff nach dem Telefon.

Die Arbeit ging voran. Dezember 2019. Und niemand ahnte, was demnächst kommen würde.

1

Er kehrte zurück. Nach einer Ewigkeit.

Wofür es zwei Gründe gab.

Der eine Grund war: Er würde sein Augenlicht verlieren. Nicht vollständig, aber mit großer Wahrscheinlichkeit bliebe letztendlich nur noch eine Art unscharfer Rand übrig, das zentrale Gesichtsfeld hingegen würde von einem grauen oder schwarzen Fleck beherrscht sein. Noch war es nicht so weit. Noch verfügte er über genügend Sehkraft, um die Welt zu erkennen, mit Einschränkungen, das schon, Eintrübungen und Verzerrungen, sodass einiges wie in einem Nebel zu stecken schien. Aber es war eben noch ein leichter Nebel – verschwommen war etwas anderes –, mehr, als hauche jemand auf ein Glas. Ein impressionistischer Hauch, nicht ohne Reiz, trotz aller Bedrohung.

So würde sein Sehen in einen Zustand münden, der ihm als die optische Vorwegnahme seines Endes erschien. Und seines Übergangs. Gewissermaßen durch das Dunkel in der Mitte seines Gesichtsfeldes hindurch.

Richtung Himmel oder Richtung Hölle? Das würde sich noch zeigen.

Jedenfalls war das der eine Grund. Nämlich zurückzukehren, um noch einmal dem Ort seiner Kindheit und Jugend zu begegnen, so sehr sich dieser in über vierzig Jahren verändert haben mochte. Zurückzukehren, solange er überhaupt noch in der Lage sein würde, das Veränderte vom Gleichgebliebenen unterscheiden zu können.

Der andere Grund war seine Schwester. Genauer gesagt, der Tod seiner Schwester. Er hatte sie, nachdem er als Neunzehnjähriger die Stadt verlassen hatte, nicht wiedergesehen. Zumindest nicht leibhaftig. Denn immerhin waren die beiden im letzten halben Jahr miteinander in Kontakt gekommen. Dank moderner Technik, die es den über sechzigjährigen Geschwistern ermöglicht hatte, sich über einen Bildschirm auf der einen Seite der Welt und einem Bildschirm auf der anderen Seite gegenüberzusitzen. Nach mehr als vier Jahrzehnten, in denen sie nichts voneinander gehört hatten. Woran nicht sie, die Schwester, sondern er, der Bruder, schuld gewesen war.

Und nun war Eva tot und Leos Aufgabe würde es sein, sie zu beerdigen. Indem er an den Ort seiner Kindheit und Jugend zurückkehrte, um ihren Körper verbrennen und das Verbrannte im Grab der Eltern beisetzen zu lassen, würde er mit dem, was ihm derzeit an Augenkraft noch zur Verfügung stand, die Stadt sehen, die er 1976 verlassen hatte. Hätte er sie nicht verlassen, so wäre er nicht mehr am Leben. Sondern hätte sich umgebracht. Für ihn war das eine Tatsache.

Der Tag, an dem Leo Prager vierundvierzig Jahre zuvor die Stadt verlassen hatte, war ein Sonntag gewesen. Und zwar ein Sonntag, der sich lange im Gedächtnis der an diesem Ort und in diesem Land lebenden Menschen halten würde. Indem zum einen etwas nicht für möglich Gehaltenes geschah, und zum anderen etwas, das man auf eine gewisse Weise erwartet, vielleicht sogar auf leidenschaftliche Weise gefürchtet hatte. In beiden Ereignissen steckte ein Höchstmaß an Sensation, die ein ganzes Meer an heftigen Empfindungen auslöste, alles zwischen Trauer, Verzweiflung, Spannung, Verwirrung, Angst und dem einen oder anderen Gefühl schwer aussprechbarer Freude, Genugtuung oder Überlegenheit. Vor allem aber jenes Gefühl, welches zur Sensation ganz unmittelbar dazugehört, nämlich die Lust, weshalb die zwei Wörter ja konsequenterweise in einen gemeinsamen Begriff münden, der Sensationslust. Das wahrscheinlich aber treffendste Wort, das diesen Sonntag charakterisierte, war: Erregung.

Diese Erregung begann für Leo zunächst jedoch in der wohl gebräuchlichsten, wenn auch nicht banalsten Form, kurz nach Mitternacht. Indem er unter die Bettdecke eines Mädchens geriet, das er erst eine Woche zuvor kennengelernt hatte. Sie war achtzehn, und man befand sich in der Wohnung ihrer Eltern, die kaum erfreut gewesen wären, Leo dort zu finden, wo er war. Die streng katholische Mutter des Mädchens hätte es wohl so ausgedrückt: Ein Kinderzimmer ist kein Bordell.

Dementsprechend leise lief die Begegnung in genau jenem Kinderzimmer der jungen Frau ab. Leise und auch vorsichtig. Auf eine leidenschaftliche Weise zurückhaltend, und ohne dass es zu einem Koitus kam. Allein jene Praxis zärtlicher bis wilder Berührung nutzend, die man Petting nannte (so nennt man es noch immer, aber in den 1970er-Jahren war dieses Wort in aller Munde, ausgesprochen oder unausgesprochen, ein Wort mit einem Glanz. Während es in unseren Tagen rein gar nicht mehr glänzt, wenn es nicht ohnedies für einen Fachbegriff aus der Haustierversorgung gehalten wird).

Es war kurz nach vier in der Früh, als das Mädchen erwachte und Leo wachrüttelte, um ihm zu sagen, er solle jetzt bitte gehen. Ihre Eltern hätten leider auch an den Wochenenden die Angewohnheit, sehr zeitig aufzustehen: der schlaflose Vater und seine ihm auch in diesem Punkt treue Frau.

»Die sind wie Zwillinge«, sagte das Mädchen. »Schrecklich.«

Und dann küsste sie Leo noch einmal sehr heftig, fügte jedoch an diesen Kuss einen leichten Tritt an, um ihn aus dem Bett zu bekommen.

Er zog sich an, ließ sich von dem Mädchen durch die dunkle Wohnung führen, die ihm wie ein schwarz lackiertes Spiegelkabinett erschien, und gelangte – mit einem allerletzten Kuss bedacht – hinaus ins Freie, hinaus auf die menschenleere, von der ersten Dämmerung aufgehellte Straße.

Er dachte sich: »Das war jetzt der letzte Kuss meines Lebens.«

Dass dieser Satz eine gewisse Berechtigung besaß, ahnte er. Aber er ahnte nicht, in welcher Form.

Denn als er nun losmarschierte, waren seine Gedanken die gleichen, die er schon so lange mit sich herumtrug, dieses unweigerliche Gefühl, sein Leben demnächst aus der Hand geben zu wollen. Nicht, weil er im Leben keinen Sinn sah. Er sah den Sinn, aber er konnte ihn nicht greifen. Das eigene, tief empfundene und unfassbare Unglück vereitelte ihm jeglichen Zugriff auf den Sinn.

Ein Unglück, das frei war von Begründungen. Es brauchte keine Erlebnisse, weder gute noch schlechte. Es war nicht entscheidend, geküsst oder ungeküsst zu sein. Das Unglück war einfach da, wie ein Stein in seinem Kopf. Ein Stein, an dessen Existenz sich niemals etwas ändern würde, gleich, was er tat oder unterließ. Wie viel Liebe oder Abneigung er auch erfuhr. Dieser Stein ließ sich im wahrsten Sinne durch nichts *erweichen*. Er wurde nicht einmal größer oder schwerer, wie man das etwa von einem Tumor hätte behaupten können.

Leo wehrte sich gegen den Begriff Depression. Er sah sich nicht als eine »Wirtschaft im Abschwung«. Sondern sprach weiterhin vom »Stein«, der schon immer in diesem seinem Kopf gewesen war. Mit dem zusammen er auf die Welt gekommen war.

Nicht zum ersten Mal überlegte er, wie er sich umbringen könnte. Er war – er drückte es selbst so aus – verliebt in diese Idee. So wie er verliebt war in die Geschichten bekannter

Selbstmörder. Sich mit ihnen zu beschäftigen erschien ihm als ein großer Trost. Trost und Vorbild. Und Klischee natürlich: junge, verzweifelte Poeten, schwermütige Schönheiten, Duellanten, Romantiker. Ja, er liebte auch das Klischee. Das ganz besonders.

Zugleich fürchtete er, indem er sich tötete, das Unglück, das er so tief und steinartig fundamental empfand, an seine Familie weiterzugeben. An seine Eltern und seine Schwester. Sich selbst zu befreien, aber dadurch den Stein weiterzugeben.

Weiterzugeben an diese überhaupt nicht unglücklichen Eltern und diese überhaupt nicht unglückliche Schwester. Denen er durch seinen Freitod einen ewigen Schmerz zufügen würde. Davon war er ebenso fest überzeugt wie von der eigenen Unheilbarkeit.

Über dieses Dilemma nachdenkend, bog er nach rechts ab, ausgerechnet in eine Straße, die nach Franz Kafka benannt war, der zwar kein Selbstmörder gewesen war, aber doch einer der früh verstorbenen Heiligen des Unglücks. Über die Kafkastraße gelangte Leo hinunter zur Donau, an der entlang er sich in Richtung Mexikoplatz bewegte.

Seinen Selbstmordfantasien zum Trotz war er entschlossen, die Donau in diesem Dämmerlicht eines beginnenden Tages zu filmen. Er hatte sie immer dabei, seine Super-8-Kamera, die er zwei Jahre zuvor, siebzehnjährig, vom ersten selbst verdienten Geld erworben hatte und die ihn seither ständig begleitete. Wobei er das, was er filmte, als ein Dokument seiner Umgebung

ansah. Nicht als Kunst, aber ebenso wenig als Unterhaltung, wie im Falle der zu dieser Zeit so beliebten Aufnahmen familiärer Aktivitäten: Menschen beim Essen, vor Weihnachtsbäumen, beim Skifahren im Schnee liegend, oft lachend, auch im Sturz lachend, das Missgeschick geradezu suchend als den heimlichen Höhepunkt unendlicher Langeweile, dazu immer den Blick in die Kamera gerichtet. Derart, dass man als Kamera hätte meinen können, sie, die Menschen, würden mit den Linsen in ihren Augen die Kameras filmen.

Nein, Leo wollte einfach das ihn Umgebende festhalten, etwas, das er »die Wand der Welt« nannte. Und wozu eben auch dieser Fluss gehörte.

Er filmte im Gehen, während er sich entlang der Donau in Richtung jener sandburgartigen katholischen Kirche bewegte, die man dadurch aufgewertet hatte, sie dem heiligen Franz von Assisi zu widmen.

Er befand sich noch ein kleines Stück vor dieser Kirche, den Blick durch die Kamera gerichtet. Deren Surren konnte einem so vorkommen, als handle es sich um eine Nähmaschine, die hier ein Abbild der Wirklichkeit auf einen Kodachrome-Film nähte.

In diesem Moment ... Er vernahm ein Geräusch. Also zuerst wirklich nur das Geräusch, von dem er in seiner Erinnerung dachte, es sei ein Geräusch gewesen, wie wenn etwas sehr Kleines, sehr Dünnes bricht, eher ein Zahnstocher als ein Ast. Es allerdings von jemand vernommen wird, dessen übergroße

Nähe zum brechenden Objekt bewirkt, dass dieses kleine Geräusch als ungemein mächtiger Knall in sein Ohr gerät.

Und dann begriff er.

Er schwenkte seine Kamera hinüber zur knapp oberhalb der Assisi-Kirche gelegenen sogenannten Reichsbrücke, einer monumentalen Kettenbrücke, die an dieser Stelle die Donau querte und vom einen Teil der Stadt in den anderen führte. Vom Diesseits ins Jenseits, wie es salopp hieß, das Zentrum mit der Peripherie verbindend.

Tatsache war, dass Leo, als er jetzt durch das optische System seiner Kamera hindurch zur Konstruktion der über tausend Meter langen Reichsbrücke sah, erkennen musste, wie diese vollkommen aus ihren Fugen geriet, sich heftig schwankend aufbäumte, und wie in der Folge der ganze mittlere Teil des Bauwerks in sich zusammenbrach und in den Fluss stürzte.

Stand er unter Drogen?

Eigentlich nicht. Denn er hatte schon früh einsehen müssen, wie wenig irgendeine Droge ihm half, den Stein in seinem Kopf zu erweichen. Keine Drogen also. Auch keine Einbildung. Nein, soeben war eine der wichtigsten Brücken der Stadt Wien in der fünften Stunde eines ersten Augusttags mit einer geradezu filmreifen Leichtigkeit und einem im Verhältnis zur Wirkung kleinen Keuchen eingestürzt, auch wenn nachher von einem großen Krachen gesprochen wurde und es sogar hieß, diverse Seismografen hätten wie bei einem Erdbeben ausgeschlagen.

Es war sonderbar, irre, unwahrscheinlich, aber letztlich geschah es mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der sich ein Blatt von einem Zweig löst.

Und er, Leo, hatte es gesehen. Gesehen und gefilmt.

Die *Wand der Welt* gefilmt, die in diesem Moment aus einer einstürzenden Brücke bestanden hatte.

Wer nun vierundvierzig Jahre später versuchte, sich Leos Dokument dieser Katastrophe, diesen zwischenzeitlich doch wohl digitalisierten Film anzusehen, oder auch nur meinte, in irgendeinem alten Zeitungsausschnitt oder zeithistorischen Bericht etwas über seine Existenz zu erfahren, und sei es bloß ein Kommentar zu seinem dubiosen Verschwinden, würde kein Glück haben. Nicht auf YouTube, nicht einmal auf den Seiten der Verschwörungstheoretiker, die jeden Tag ein Ufo sichteten und jeden Tag einen verheimlichten Asteroiden witterten. Nichts. Nicht einmal etwas Verwackeltes oder Verschwommenes oder Gelöschtes.

Denn alle Filme und Fotos, die das Unglück betrafen, zeigten es von dem Moment an, als der Einsturz bereits geschehen war und der gebrochene Brückenteil vollständig in der Donau gelegen hatte.

Leo Pragers Film hingegen dokumentierte das gesamte Geschehen. Allerdings sollte dieser Film nie die Kamera verlassen, mit der er aufgenommen worden war. Nicht in den folgenden über vierzig Jahren.

Dabei hatte Leo das gesamte Schlingern und Aufbäumen und Einstürzen der gewaltigen Brücke dokumentiert. Zuletzt wechselte er ein wenig seine Position, um auch jenen später berühmt gewordenen »Donaubus« aufzunehmen, einen Bus der Wiener Verkehrslinien, der im Moment des Einsturzes in der Mitte der ansonsten fast leeren Brücke auf seinen Fahrtbeginn gewartet hatte und der trotz des Einsturzes an genau dieser Parkposition geblieben war, um dort von den Fluten der Donau umspült zu werden. Ohne dass diese ihn aber weggerissen hätten und er zur Gänze versunken wäre.

Nachdem dies alles geschehen und von Prager gefilmt worden war, vernahm er punktgenau den markanten Ton, der das Ende der Filmrolle anzeigte (in seiner Erinnerung würde dieser Ton immer wieder zu dem merkwürdigen Bild eines toten, sich aber im Totsein selbstständig einrollenden kleinen Vogels führen).

Er nahm die Kamera von seinem Auge, senkte das Gerät und konnte feststellen, dass dies alles auch wirklich geschehen war und er nicht etwa einer verzauberten und in ihrer Verzauberung perversen Kamera auf den Leim gegangen war.

Erst dann erstarrte er in Fassungslosigkeit. Brach aber bald aus dieser Starre aus und entschied sich, augenblicklich den Ort der Katastrophe zu verlassen. Er wollte nicht als Zeuge dienen, oder, viel schlimmer, als ein Verdächtiger befragt werden. So langsam war die Wiener Polizei nicht. Und auch wenn man recht schnell vermuten und schließlich auch belegen würde,

dass technische Mängel zu diesem nicht vorhersehbaren Einsturz geführt hatten, so war Leos erster Gedanke, es würde sich um einen Anschlag handeln. Etwas, das möglicherweise mit jener hinter der Brücke gelegenen Baustelle der sogenannten UNO-City zusammenhing. Und die Annahme eines Anschlags wurde anfangs auch nicht ganz ausgeschlossen.

Leo Prager entfernte sich. In aller Eile.

So kam es, dass eine Stunde später, als er seine kleine, an der Rechten Wienzeile gelegene Wohnung im 5. Wiener Gemeindebezirk erreichte und sein Radiogerät einschaltete, bereits mit der gebührenden Aufregung über etwas berichtet wurde, was nicht wenige im ersten Moment für einen Scherz hielten. Hätte es nur so etwas wie einen Ersten-August-Scherz gegeben.

Gab es aber nicht. Und während eine Menge Wiener und Wienerinnen sich auf den Weg machten, um sich vor Ort davon zu überzeugen, dass keinerlei Verwandlung eines ersten Aprils in einen ersten August vorlag, legte sich Leo Prager in sein Bett. Getroffen von einer Müdigkeit, die sich weniger durch den kurzen und unruhigen Schlaf an der Seite eines begehrten Körpers erklären ließ, als durch die Erschöpfung, die daraus resultierte, im Moment, da er gerade die Möglichkeiten eines Selbstmordes bedacht und abgewägt hatte, Zeuge dieses Einsturzes geworden zu sein. Und das war ja nicht irgendein Brücklein gewesen, sondern ein Wahrzeichen dieser Stadt, eine technische Schönheit, mit der selbst jene vertraut waren, die

nie über diese Brücke gefahren oder gegangen waren. Wie man ja auch nie mit dem berühmten Riesenrad gefahren sein musste, um sich selbst als ein Teil dieser Konstruktion zu empfinden. Stadt und Menschen sind letztlich vollkommen verwoben, jeder Fußgänger, jeder Autofahrer, jeder, der irgendwie unterwegs ist oder irgendwie stillsteht. Und wenn dann so ein Bauwerk wie mit einem diabolischen Fingerschnippen in sich zusammenkracht, werden sich die Menschen dieser symbiotischen Verbindung auf eine schmerzvolle Weise bewusst. Jeder fühlte den Verlust dieser Brücke als einen Verlust in sich. Man spürte das Wasser der Donau auf der eigenen Haut. Wie man auch ahnte, dass das, was anstelle der niedergegangenen Konstruktion entstehen würde, nie wieder die gleiche Eleganz und Anmut und Herrlichkeit erreichen würde (und so kleinkariert eine solche Anschauung auch sein mochte, die Realität würde sie in der Folge bestätigen).

Leo schlief bis in den Nachmittag hinein. Als er erwachte und aus dem Radio erneut dramatische Stimmen der Betroffenheit wahrnahm, brauchte er eine Weile, bis er verstand, dass diese Betroffenheit – dieser Versuch, das Unaussprechliche in Worte zu fassen – nun gar nicht mehr der eingestürzten Brücke galt, sondern einem schweren Unfall des österreichischen Formel-1-Rennfahrers Niki Lauda auf dem Nürburgring. Wobei es in diesem Moment völlig unklar schien, ob Lauda die starken

Verbrennungen überleben würde (tatsächlich waren es aber in erster Linie die Lungenverätzungen, die seinen kritischen Zustand bedingten).

Leo konnte es nicht glauben. Dabei gehörte er nicht einmal zu den Anhängern dieses Mannes, der da in einem Ferrari an einer Stelle der Strecke verunglückt war, die immer schon als höchst gefährlich eingestuft worden war und es ja ausgerechnet Lauda gewesen war, der sich aufgrund regennasser Bedingungen ursprünglich gegen einen Start ausgesprochen hatte.

Dieser Unfall musste also sehr viel weniger überraschen als der Einsturz einer Brücke, die immerhin den zweiten Weltkrieg heil überstanden hatte und deren Existenz im Unterschied zu der eines noch so gottgleichen Rennwagenfahrers als ewig eingestuft worden war.

Dennoch erging es Leo wie den meisten seiner Landsleute. Er konnte sich dem Zeichenhaften eines solchen Zusammentreffens zweier Ereignisse nicht entziehen. Er empfand das Zeichenhafte mit großer Wucht. Auch wenn er nicht um Laudas Leben bangte. Und dennoch konnte er sich nicht der Bedeutung der Koinzidenz entziehen. Einer Koinzidenz, die trotz des zeitlichen Unterschieds zwischen den beiden Ereignissen die Wirkung von zwei Signalen besaß, die man als ein einziges wahrnahm. Der Tag wurde zum Punkt. Wie hier das Äußere – nämlich eine einstürzende Brücke und der Unfall eines Helden – bei allen Symbionten – also vielen Wienern und nicht wenigen Österreichern – etwas Inneres

auslöste. Und im Falle Leos eine persönliche Entscheidung erzwang. Umso mehr, als Leo eins der beiden Ereignisse wie kaum ein anderer verfolgt hatte.

Erst später würde sich Leo auch jener Parallele bewusst werden, die darin bestand, dass die Filmaufnahmen, die Niki Laudas Unfall zeigten, von keiner der offiziellen Fernsehkameras stammten – denn solche waren an dieser Stelle der Rennstrecke einfach nicht postiert gewesen –, sondern dass diese ins Bewusstsein einer ganzen Nation eingegangenen Bilder des plötzlich nach rechts ausscherenden, in die Felswand krachenden, in Flammen aufgehenden und von einem weiteren Wagen getroffenen Ferrari von zwei Hobbyfilmern aufgenommen worden waren. Und auch diese hatten mit einer Super-8-Kamera gedreht. Immerhin waren das die Jahre gewesen, in denen diese handlichen, für so gut wie jeden gedachten Schmalfilmkameras im Zenit ihrer Beliebtheit standen. Und es darum weniger wunderte, dass Laudas Unfall von Amateuren gefilmt worden war, sondern es vielmehr erstaunte, dass dies nicht auch im Falle des Reichsbrückeneinsturzes geschehen war.

Aber dieser Film existierte ja. Allerdings seit vier Jahrzehnten eingeschlossen in ein Kassettengehäuse und dieses eingeschlossen in ein Kameragehäuse.

Leo hatte diese Kamera, als er am Abend des ersten August 1976 die Stadt verließ, im Gepäck. Nicht, dass er in diesem Augenblick bereits entschieden hatte, den Film unentwickelt zu

lassen. Das geschah erst Tage später, nachdem er vom nahen Ausland aus die Nachrichten verfolgt hatte. Nachrichten aus diversen Zeitungen.

Der verwirrende Punkt für ihn war: kein Wort darin über eine sechste Person.

Worüber berichtet wurde, war der bei aller Tragik glückliche Umstand eines einzigen Toten, bei dem es sich um den Lenker eines Kleintransporters handelte, ein junger Mann, der für den ORF unterwegs gewesen war und dessen Leiche man erst Tage nach dem Unglück aus seinem Wagen barg. Der Fahrer eines VW-Käfers hingegen, sowie zwei Mitarbeiter einer Pannenhilfe, hatten auf einem intakt gebliebenen Teil der Kaibrücke überlebt, und der Fahrer des Linienbusses, der mit dem Mittelteil in die Donau gestürzt war, war so gut wie unverletzt geblieben.

Fünf Personen auf einer Brücke, auf der untertags Hunderte gewesen wären. Fünf Personen mit Namen und Schicksal. Und einer davon gestorben.

Fünf, nicht sechs.

Leo aber ... Leo hatte gleich zu Beginn der Katastrophe gemeint, weit oben, in die Luft katapultiert – für einen Moment geradezu über dem Geländer schwebend –, jemanden ausgemacht zu haben. Einen Mann wohl. Jedenfalls eine Person, die unrettbar von der massiven Bewegung der Brücke in die Höhe geschleudert wurde.